



SONNTAG, 20. AUGUST

»Der Akt des Gehens  
ist für das urbane  
System, was die  
spontane Äußerung  
für die Sprache ist.«

frei nach Michel de Certeau

9 Zeichnungen aus der Serie:

BEWEGUNG AN 178 TAGEN

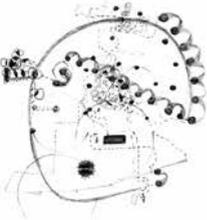
11.8.2017 – 5.2.2018

je 17,4 × 14 cm, Bleistift auf Papier

Durch tägliche Notizen von Bewegungen – Bewegungen im Raum, Gedanken- und Gefühlsbewegungen – entstand eine Serie subjektiver Landkarten in insgesamt fünf Büchern. Ist das Zeichensystem bekannt, sind die abstrakten Muster lesbar – die Tage lassen sich von den Zeichnungen zurück in Erinnerungen verwandeln. Manche Zeichen wiederholten sich, manche verformten sich nach einer Zeit und neue entstanden. Die Muster formierten sich mit den Bewegungen täglich neu.

LIN NOWICKI

hat Design und Raumstrategien studiert. Sie arbeitet als Künstlerin und Grafikerdesignerin in Berlin. [linnowicki.com](http://linnowicki.com)



UMSCHLAGVORDERSEITE:

MITTWOCH, 11. OKTOBER

---

**66** OLAV AMENDE, \*1983 studierte Literaturwissenschaft an der Universität Leipzig. Er schreibt und inszeniert Theaterstücke und veröffentlicht Texte in diversen Literaturmagazinen und Zeitungen. Derzeit inszeniert er am Anhaltischen Theater Dessau sein neues szenisches Projekt *Zwischen Sonnen*. [olavamende.com](http://olavamende.com)

**59** HANNAH BECKMANN, \*1993 studiert Medizin, bald Literarisches Schreiben und wohnt in Hamburg. Manchmal aber auch in Indien.

**14** NADIRE Y. BISKIN, \*1987 in Berlin studierte Philosophie und Spanisch an der Humboldt-Universität zu Berlin und an der Universität Alicante. Sie schreibt journalistische und essayistische Texte sowie Lyrik und Prosa, die in verschiedenen Magazinen und Anthologien veröffentlicht werden. Ihr letzter prosaischer Beitrag »Borderline« erschien in *Flexen – Flâneusen\* schreiben Städte* (Verbrecher Verlag).

**90** ANNA FEDOROVA, \*1992 in Charkov (Ukraine), lebt in Berlin. Studium der Kunstgeschichte, Philosophie und noch viel mehr. Mitbegründerin des Schreibkollektivs Dichterkammer in Tübingen. Veröffentlichungen u. a. in Lyrik von Jetzt 3 und trash[pool].

**30** ANNA HETZER, \*1986 lebt seither in Berlin, schreibt Lyrik und Essays. Zuletzt erschien *Kippbilder* im Verlagshaus Berlin (2019). Mit dem Lyrikkollektiv G13 erkundet sie Formen des kollektiven Schreibens. Mit Künstler\*innen der Neuen Musik arbeitete sie zuletzt für eine Konzertreihe für Neue Vokalmusik, sowie mit Gebärdenpoet\*innen im Projekt handverlesen.

---

44 CARLA KASPARI

92 CHRISTIAN WÖLLECKE

---

**4** ANNEKE LUBKOWITZ, \*1990  
studierte Vergleichende Literaturwissenschaft und Englische Philologie in Berlin und Edinburgh. Sie hat über das britische Nature Writing promoviert und lebt, schreibt und wandert in Berlin. Im Januar 2020 erschien die von ihr herausgegebene Anthologie *Psychogeografie* bei Matthes & Seitz.

**74** MARIE-LOUISE MONRAD MØLLER  
\*1986 in Odense, studierte Musikwissenschaft und Kunstgeschichte an der Uni Leipzig, 2019 Promotion in Kunstgeschichte. 2018 Studium Literarisches Schreiben in Hildesheim und 2019 bis Sommer 2020 am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel.

**32** JONAS RUMP  
schreibt Erzählungen und Essays, lebt in Berlin und hat nicht wirklich am selben Tag Geburtstag wie Jürgen Klinsmann, die Behauptung hat dem Text aber literarisch gut getan.

**24** LEA SAUER  
Studium Deutsches Literaturinstitut Leipzig. Promotion in französischer Literaturwissenschaft in Siegen / Valenciennes. Veröffentlichungen u. a.: SuKuLTuR, BBC Radio, BLOCK Magazin sowie ZEIT Online, der Freitag und Deutschlandfunk. Mitherausgeberin der Anthologie *Flexen – Flâneusen\* schreiben Städte* (Verbrecher Verlag). Zurzeit arbeitet sie an ihrem ersten Roman.

**38** JENNY SCHÄFER, \*1985  
geht viel. Beim Gehen geht es zumindest weiter. Am 1. April 2020 erschien ihr Erzählband *String Figures* bei SuKuLTuR.

**46** PAUL SCRATON, \*1979 in Lancashire, Nordengland, ist Herausgeber des Magazins *Elsewhere* und Autor mehrerer Bücher über verschiedene Landstriche in Deutschland. Darunter *Ghosts on the Shore. Travels Along Germany's Baltic Coast* (Influx Press) und *Am Rand: Um ganz Berlin* (Matthes & Seitz). Sein Debütroman *Built on Sand* erschien 2019 bei Influx Press. Scraton lebt in Berlin.

**19** DAVID WAGNER, \*1971  
lebt als Schriftsteller in Berlin und geht gern spazieren. Zuletzt ist von ihm *Der vergessliche Riese* (Rowohlt) erschienen, das mit dem Bayerischen Buchpreis 2019 ausgezeichnet wurde.

**50** JAN WILM  
lebt als Schriftsteller und Übersetzer in Frankfurt am Main. 2016 erschien von ihm das Buch *The Slow Philosophy of J. M. Coetzee*, 2019 sein Roman *Winterjahrbuch*.

**12** RON WINKLER, \*1973  
lebt in Berlin. Sein Werk umfasst vor allem Lyrik. 2017 veröffentlichte er seinen aktuellen Gedichtband *Karten aus Gebieten*, 2018 erschienen *Silbersteinbriefe*.

**56** JOCELINE ZIEGLER, \*1997  
hat Philosophie und Neurowissenschaften studiert und macht zurzeit einen Master in Digital Health. Sie hat u. a. in manuskripte veröffentlicht und 2019 auf dem Internationalen Lyrikfestival Basel gelesen.



Unter den Pflastersteinen,  
über dem Nebelmeer

Ich komme nicht in den Traumraum. Das sagt jedenfalls Maria, am Ende der zweiten Sitzung, und sie muss es wissen, denn das ist ihr Job. Sie sagt es und ich fühle mich wie in einem Videospiel, sagen wir *Dark Souls*, wenn mein Avatar vor einem Portal in eine neue Welt steht und ich gespannt wie ein Flitzbogen auf die weite, ohne Zweifel grandiose Landschaft, die sich gleich vor mir öffnen wird, auf den Bildschirm starre, und plötzlich ist da dieser Wächter, und ich darf nicht durch, weil ich einen Teil der Quest noch nicht gelöst habe. Dabei ist Corona, und ich kann gar nicht genug von neuen Räumen kriegen; in den letzten Wochen habe ich gegen die Enge in meiner Brust schon jede Ecke meiner Wohnung und meines Kiezes in Berlin drei- und vierfach wiederentdeckt, putzend, entrümpelnd, spazierend; sogar in meinen nächtlichen Träumen tun sich unerwartet immer neue Zimmer auf, Wintergärten hinter Schranktüren, Gänge am Ende von Gängen. Aber, wenn es stimmt, was Maria sagt, ist mir auf dem Weg hierher irgendwie die innere Träumerin, meine eigene kleine Romantikerin abhanden gekommen, und sie, nur sie, hat den Schlüssel zum Traumraum. Ich staune.

Das kann schon mal passieren, sagt Maria behutsam. Wir alle lernen in der Schule, rational zu sein und auf die Vernunft und nicht auf unser Herz zu hören. Wenn wir Stress haben, wird auf Überleben umgeschaltet und dann ist kein Platz mehr fürs Träumen. Die Zynikerin in mir zuckt kurz, trotzdem kann ich mich nicht gegen das Gefühl wehren, auf ganzer Linie versagt zu haben. Ich war doch immer Weltmeisterin im Träumen. Wie konnte ich nur meine innere

Romantikerin im Stich lassen? Ich stelle sie mir in etwa vor wie Caspar David Friedrichs *Wanderer über dem Nebelmeer*, nur weiblich. Lange, wehende Haare, vermutlich ein Mantel über einem Kleid aus festem Stoff. Zehn Jahre bevor Friedrich die berühmte Figur auf seiner Leinwand erschuf, bestieg die französische Bauernmagd Marie Paradis als erste Frau den Montblanc. Was sie dabei anhatte, ist nicht überliefert. Bilder existieren nur von ihrer Nachfolgerin, der Adelligen Henriette d'Angeville, die den Gipfel 1838 erklimmte. Sie trug einen dick wattierten Rock über Pumphosen und sieht damit auf den Abbildungen gleichzeitig majestätisch und wie ein Pinguin aus. Friedrichs *Wanderer* steht natürlich nicht auf dem Montblanc – das wäre auch sehr ungemütlich, leicht bekleidet, wie er ist. Er steht – und ich habe beschämend lange gebraucht, um zu begreifen, dass die zerklüftete Landschaft, die durch den Nebel hindurch zu erahnen ist, nicht komplett Friedrichs Vorstellungskraft entsprungen ist – auf einem Gipfel im Elbsandsteingebirge. Ich musste erst mit eigenen Augen sehen, dass sich die dramatischen Nebelschwaden und schwindelerregenden Felsformationen genau auf die gleiche Art verhielten wie auf dem Bild, bevor der Groschen fiel. Jetzt macht es noch einmal Klick. Natürlich. Um meine innere Romantikerin wiederzufinden, muss ich raus, ins Freie, in die Natur. Wohin auch sonst.

An diesem sonnigen Aprilmorgen kommt mir der Gedanke ans Reisen ebenso unwirklich vor wie die Schwärme blitzender Fahrradhelme, die unter meinem Balkon Richtung Stadtgrenze ziehen. Die Flucht aufs Land scheint heute, wenn man Menschenmengen vermeiden und das Abstandsgebot wahren will, keine Option zu sein. Friedrichs Sehnsuchtsort, die Sächsische Schweiz, bekam ihren Namen angeblich von in Dresden lebenden Schweizern, die die heimatischen Alpen mithilfe ihrer Vorstellungskraft kurzerhand an die Elbe versetzen. Genau so muss es doch möglich sein, denke ich, das Elbsandsteingebirge nach Berlin zu teleportieren. »Unter den Pflastersteinen wartet der Sandstein«, passe ich kurzerhand die bekannte Liedzeile von K.I.Z. meinem Vorhaben an. Mit pinken Laufschuhen, schwarzer Regenjacke und gelbem Rucksack sehe ich zwar nicht so elegant aus wie Friedrichs Mensch gewordenes Gipfelkreuz, bin dafür aber besser ausgerüstet. Der Hikeline-Wanderführer für den Malerweg (»Beeindruckende Rundtour im Elbsandsteingebirge in der Sächsischen Schweiz«) ist griffbereit, die Seiten verklebt, nachdem der Nebel der letzten Wanderung sie durchfeuchtet hat. Ich werde der in der Karte eingezeichneten Route von Liebethal zum Bastei-

felsen folgen und dabei dem Strom der Osterspaziergänger entgegen ins Herz der Stadt wandern – um sie zu finden, meine innere Wanderin im Nebelmeer.

Es ist noch nicht allzu spät am Morgen, als ich aufbreche, die Sonne strahlt und die Luft ist frisch. Am Startpunkt meines Weges haben sich trotz des Kontaktverbotes mehrere Männer versammelt, einer hat eine Angelrute in der Hand, ein anderer trägt ungeachtet der Kühle sportlich anmutende Shorts. Sie sehen aus, als hätten sie sich auf eine Landpartie im Liebethaler Grund verabredet, wären dann aber versehentlich im Wedding rausgekommen. Wikipedia erwähnt einen »Landschaftspass, den Friedrich für das Zeichnen der Sächsischen Schweiz benötigte«. Dabei denke ich an die Fangerlaubnis, die mein Vater Saison für Saison vom Angelverein ausgestellt bekam, um aus den Gewässern der Gegend Fische holen zu dürfen. Die Nutzungsrechte an der Schönheit der Berliner Stadtlandschaft wiederum sind offenbar gemeinfrei. Die Männer lassen mich durch mit Feiertagsmiene, die Ampel schaltet auf Grün, und schon umfängt mich die Stille der Steegerstraße. Das Licht der Sonne fällt schräg durch die Äste der zu beiden Seiten der Straße aufragenden Linden. Die Blätter an ihren Zweigen winzige grüne Leuchtpunkte, als hätte jemand irgendwo auf einem Balkon eine Diskokugel aufgehängt. Blutpflaume und Mahonie blühen im Schatten der Häuser und ihr Duft trifft mich so unerwartet wie das von den Wänden verstärkte Vogelgezwitscher. Statt des »größten Richard Wagner-Denkmal der Welt« steht vor der Grünfläche der ehemaligen Arbeitersiedlung die rohe, halb von Schlehenbüschen bedeckte Steinfigur einer Frau mit Reh und Kind.

Als ich aus dem Schatten heraustrete, brennt mir die Sonne in den Nacken, ich muss meine Jacke ausziehen. Mitten im Irrgarten der Wohnhäuser hat jemand auf einem Fensterbrett mit einer Handvoll aufeinandergestapelter Steine eine schöne Aussicht markiert, als hätte diese Person gewusst, dass ich hier Ausschau halten würde nach dem malerischen Blick auf die Lochmühle, von der die Schriftstellerin Elisa von der Recke schon 1790 in ihren Tagebüchern schwärmte: »Kaum ein Maler vermag die reizenden Baum-, Wasser- und Felspartien darzustellen, meine Feder ist zu schwach, die schauerliche Anmut um Liebethal zu beschreiben, doch meiner warteten noch schauerliche Gegenden, und so mußte ich mich vom rauschenden Wasserstrome

der einsamen Mühle loßreisen.« Das für mich deutlich vernehmbare Rauschen kündigt allerdings nur die Osloer Straße an, die ich überquere, um gleich in die Grüntaler Straße einzubiegen, die ihrem Namen alle Ehre macht. Wo ehemals die Eisenbahnstrecke Richtung Stettin verlief, gehe ich nun über ausgedehnte Rasenflächen. Ich entspanne mich augenblicklich. Kaum Autos, ein paar Leute genießen auf den Parkbänken die Sonne. Ich blinzele verwirrt. Die Menschen mit ihren gewaltigen Rucksäcken und Isomatten scheinen sich aus dem Wald in meiner Vorstellung hierher verirrt zu haben.

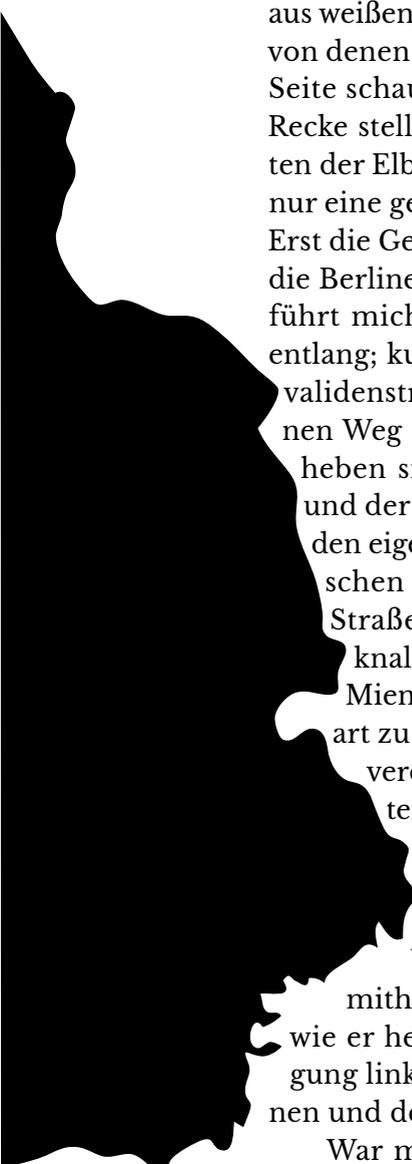
Ich folge dem freundlichen Grünzug, in dem sich Gestein und Vegetation harmonisch abwechseln, weiter Richtung Süden. Der geologisch interessierte Pastor Wilhelm Leberecht Götzinger, der 1804 einen der ersten Wanderführer über die »sogenannte Sächsische Schweiz« veröffentlichte, war fasziniert davon, wie in dieser Gegend das Menschengemachte und das natürlich Geformte oft kaum zu unterscheiden waren. »So glatt an ihren Seiten, als hätte sie die Kelle des Maurers abgeputzt«, beschrieb er die Felswände der Bastei, und ich versuche, mit einem Zusammenkneifen der Augen wie er die Grenze zwischen Natur und Kultur verschwimmen zu lassen. Eine Grenze, die auch eine politische ist. Den unbehauenen Fels zog der bürgerliche Naturliebhaber (damals: dunkler Gehrock, heute: farbenfrohe Jack-Wolfskin-Jacke) der überlaufenen Stadt vor, weil man sich dort ganz der Einsamkeit hingeben konnte, das heißt, seine Ruhe vor den ökonomisch und kulturell Minderbemittelten hatte. Dabei war der stumme Stein weder im Gebirge noch verbaut in der städtischen Architektur je unpolitisch. Das Beispiel des »Landschaftspasses«, der Friedrich ausgestellt wurde, veranschaulicht, dass ihn zu malen, gar zu sehen, ein Privileg war, geknüpft an gesellschaftlichen Status, finanzielle Mittel und frei verfügbare Zeit.

Nachdem ich die Badstraße überquert habe, laufe ich über den frisch erblühten Blochplatz erst in die Böttger- und dann in die Hochstraße und finde mich in einer wildromantischen Szene wieder. Zu meiner Linken fällt das Land steil zu den S-Bahn-Trassen ab, aus deren Schatten sich der Berg des Humboldthains erhebt. Über den frisch ergrünzten Baumwipfeln thronen die beiden Flaktürme, eine Fußgängerbrücke wölbt sich delikate über den Abgrund. Zu meiner Rechten ragt die Outdoor-Wand der Magic-Mountain-Kletterhallen in den blauen Himmel. Die Bäume des Humboldthains bleiben zu meiner Linken, als ich in die Wiesenstraße einbiege. Das dunkle Schimmern des Asphalt bildet einen hübschen Kontrast zum hell-

grünen Flor der Blätter. In der Hussitenstraße biege ich in eine Schlucht aus Fassaden ein, die grell das Sonnenlicht reflektieren. Nur vereinzelt blüht oder tschilpt hier ein Busch.

Der Wanderführer leitet mich über einen versteckten Weg in eine Hinterstraße, die plötzlich den Blick freigibt auf eine glatt aufragende graue Wand. Mein Uttewalder Grund ist die Gedenkstätte der Berliner Mauer. Ich laufe im Schatten des zerfressenen Betons entlang und traue mich nicht, die raue Oberfläche zu berühren, aus der hier und da verrosteter Stahl ragt. Kaum ein Auto auf der Bernauer Straße, weit und breit nicht eine Touristin. Mineralische Stille. Götzinger, der erdgeschichtlich begeisterte Pfarrer, erschauerte in den Sandsteinschluchten vor der Tiefe der Zeit, den Kräften eines Urmeers, die den Felsen in so sonderbare Formen geschliffen hatten. Ich erlaube mir einen Moment, mich ähnlich andächtig vor den Kräften zu gruseln, die diesen Ort schufen. Der Weg muss sich den Gegebenheiten des Geländes anpassen und macht am Fuße des Mount Mitte einen Haken in den Park auf dem ehemaligen Grenzstreifen. Ich wandere durch ein lichtiges Birkenwäldchen, schrecke eine Ringeltaube auf, die es sich in der Krone einer Kiefer bequem gemacht hatte. Rechts und links des Pfades sind mir unerklärliche Türme aus ockerfarbenen Steinblöcken aufgeschichtet, es duftet nach warmem Fels und Kiefernadeln. Durch den Zaun, der den Park von der Wildnis trennt, die an die S-Bahn-Gleise grenzt, kann ich zwischen den Bäumen ein Campingzelt erkennen.

Widerstrebend verlasse ich diese unerwartete Idylle, um der Liesenstraße zu folgen. Mein Reisehandbuch kündigt auf der Höhe der Total-Tankstelle das Städtchen Wehlen an. Hier herrscht geschäftiges Kommen und Gehen; ich erinnere mich daran, dass ich Abstand halten muss. Noch nie in der langen Zeit, die ich in der Großstadt lebe, habe ich so empfindlich auf Menschenansammlungen reagiert. Ist das vielleicht ein Zeichen, dass ich meiner inneren Romantikerin näher komme? Um ans Elbufer zu kommen, laufe ich vorbei an den festungsartigen Gebäuden des BND, über das Kopfsteinpflaster der Kleinen Straße und stehe mit einem Mal direkt am tiefblauen Wasser des Berlin-Spandauer Schifffahrtskanals. Auf der Aussichtsplattform setze ich mich auf eine Bank, nehme einen Schluck aus meiner Trinkflasche und beobachte ein Blesshuhn, das ein Dreieck in die Wasseroberfläche fräst. Über mir fliegt ein Kormoran nach Süden, Richtung Spree. Ein radelndes Pärchen genießt mit mir die Aussicht. Als ich den Blick zur Kieler Brücke schweifen



lasse, entdecke ich zwei Stand-up-Paddler, ihre Reflektionen kopfüber im spiegelglatten Wasser. Am anderen Ufer haben drei Mittzwanziger neben einer Baustelle einen Grill aufgestellt, der Rauchgeruch zieht herüber. Hinter ihnen eine neu hochgezogene Wand aus weißen Kanten und Glas, Luxuswohnungen mit großen Balkonen, von denen aus man auf die Balkone der Luxuswohnungen auf dieser Seite schaut. Die ebenfalls naturgeschichtlich bewanderte Von der Recke stellte bei ihrem Besuch in Wehlen fest, »daß die beiden Seiten der Elbufer so gleich geschichtet sind, daß man vermuthen muß, nur eine gewaltsame Kraft konnte ihren Zusammenhang zerreißen«. Erst die Gedenktafel auf dem Invalidenfriedhof erinnert daran, dass die Berliner Mauer auch hier, entlang des Kanals, verlief. Mein Weg führt mich vom Invalidenfriedhof weiter an der Uferpromenade entlang; kurz vor der Spreemündung biege ich nach links in die Invalidenstraße, dann rechts in die Hessische Straße. Ich suche meinen Weg durch dieses Labyrinth Stein gewordener Macht; schroff heben sich Silhouetten von Ministerien, Bibliotheken, Museen und der Charité vom Himmel ab, nur wenig Grün blitzt zwischen den eigentümlich geformten Steinblöcken auf. Noch weniger Menschen und Autos. Ich kann teilweise ungestört mitten auf der Straße laufen, ein Radfahrer und zwei Inline-Skaterinnen in knallbunter Funktionskleidung umfahren mich, ohne eine Miene zu verziehen. Ich bin kurz davor, sie nach Wanderinnenart zu grüßen. In der sonst so belebten Friedrichstraße sind nur vereinzelt Leute unterwegs, sie wirken zwischen den verwaiseten Restaurantterrassen, den geschlossenen Läden und Cafés seltsam ratlos, wie wenn man auf dem Weg in ein anderes Zimmer plötzlich vergisst, was man dort wollte. Auch hier: feierliche Stille. An der Einmündung der Oranienburger Straße höre ich einen Zilpzalp, den ich erst später mithilfe von YouTube identifizieren werde; er klingt genau so, wie er heißt. Ich habe mein Ziel fast erreicht. Die dritte Abzweigung links, und dann »können Sie den Eindruck der Felsformationen und der Basteibrücke tief auf sich wirken lassen«.

War man je in der Sächsischen Schweiz, versteht man sofort, warum Sandstein ein beliebtes Baumaterial für Gebäude ist, die Autorität vermitteln sollen. Hier, einen Katzensprung entfernt von der Paradesstraße Unter den Linden auf der einen und dem Regierungsviertel auf der anderen Seite, ist die Konzentration von Sandsteinfassaden hoch. Das Brandenburger Tor und der Reichstag bestehen

zu großen Teilen daraus, ebenso wie viele der Gebäude auf der Museumsinsel. Woher der Sandstein nach Berlin kam, hängt, wie mir die Geologin Gerda Schirrmeister ein paar Tage später am Telefon erklären wird, von politischen und logistischen Erwägungen ab. Unter Friedrich II., der mehrfach Krieg gegen das Kurfürstentum Sachsen führte, wurde der Sandstein hauptsächlich aus Schlesien bezogen, obwohl der Transport von dort umständlich war. Nach dessen Tod erlebte der Elbsandstein in Berlin jedoch eine »Blütezeit«, verrät der Geologieführer *Naturwerksteine in Architektur und Baugeschichte von Berlin*, da er über die Wasserwege einigermaßen problemlos in die Hauptstadt geschifft werden konnte, bevor mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes der schlesische Sandstein erneut in Mode kam. Schinkel nutzte für den Bau der Neuen Wache (die im gleichen Jahr fertiggestellt wurde, in dem *Der Wanderer über dem Nebelmeer* entstand) Postaer und für den des Alten Museums Reinhardttsdorfer Sandstein, der bei Wehlen und Königstein in der Sächsischen Schweiz abgebaut wurde. Während Stadtmenschen aus Berlin und Dresden Anfang des 19. Jahrhunderts in den Fußstapfen von Elisa von der Wecke und Caspar David Friedrich in die Sächsische Schweiz zu pilgern begannen, kam das Elbsandsteingebirge also gleichzeitig zu ihnen. Stein für Stein wurde es abgetragen, über Elbe, Havel und Spree verschifft und am Ziel zu neuen Formen aufgeschichtet. Für den Bau Berlins wurden ganze Berge versetzt.

Dazu noch einmal Götzinger, andächtig: »so hat man eine Aussicht, die alles übertrifft, was man bisher gesehn hat: Wie bezaubert steht man hier, und vergißt es, daß man an einem Abgrunde von mehr als 400 Ellen auf einem schmalen Felsenhorne [...] steht.« Ich stehe in gut viereinhalb Ellen Höhe auf der Weidendammer Brücke, unter mir fließt geruhsam die Spree, umspült zu meiner Linken die Museumsinsel, weit zu meiner Rechten, kaum erkennbar, das Reichstagsgebäude. Davor schwingt sich die majestätische Konstruktion der Eisenbahnbrücke am Bahnhof Friedrichstraße über den Fluss, in Wucht und Waghalsigkeit kann sie es mit der Basteibrücke durchaus aufnehmen. In luftiger Höhe erkenne ich dort auf dem Bahnsteig von mir abgewandt eine weibliche Gestalt. Sie trägt eine dunkle Regenjacke und ihre Haare wehen leicht im Wind. Sie stützt sich auf einen Trekking-Stock und schaut von mir abgewandt in die Ferne. Nirgends eine Spur von Nebel, aber es fühlt sich an, als würde sich in meiner Brust eine Landschaft öffnen, meine innere Sächsische Schweiz.

»Böhm ist ein Erzähler, der die Wiederverzauberung der Welt mit unheimlichen Stilmitteln betreibt. Ihm ist, unter anderem, ein Schauermärchen der Arbeitswelt gelungen. Sein Text geht dem Leser nahe und nach.«

*Weser-Kurier*

# PHILIPP BÖHM

# SCHLLEN-

# WANN



Hardcover, 224 Seiten, 20 €  
ISBN 978-3-95732-374-3

**VERBRECHER VERLAG**

[WWW.VERBRECHER.DE](http://WWW.VERBRECHER.DE)



alpine Störung III.5



ich gehe, gerate immer wieder in die Steine. gehe, falle mit dem Atmen  
 unter Luft. die seltenen Moose auf den Dämmen der Entseuchungsbecken.  
 ich gehe durch das weiße Rauschen auf der Farbenbank. ich  
 verwende mich für Dauerknospung, für ein normatives Abfließen  
 der Brachen in den Himmel (Wüstung aller Europäer).  
 ich gehe, schließe meine Hände  
 um den Gänsekrater, schließe mich an die Perkussionen  
 von Vogelkrallen auf Karosserien.  
 ich kann nicht durchs Salamanderfluchtportal.  
 doch ich kann gehen. die Sonne in die Schonung stauchen.  
 einen Baal durchmachen, bis das Licht mit letzter Kernkraft untergeht.

# Tulpe



Narcissus und die Tulipan,  
Die ziehen sich viel schöner an/  
Als Salomonis seyde.

*Paul Gerhardt,  
Geh aus mein Herz und suche Freud*